Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 37

Artikel: Eine Katastrophe

Autor: Ilg, Paul

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-642122

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 31.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

das volle Verständnis der Stelle sich nur im Zusammenhang des ganzen Vortrages gewinnen läßt; die warmherzigen Worte des Pfarrers von Kandergrund dürften vielen unserer Leser aus dem Herzen gesprochen sein und unsere Empfehlung des Büchleins rechtfertigen.

„. . . Unsere Kirche darf sich nicht in ein Stilleben einspinnen, ins Privatleben zurückziehen, sich auf den alten Teil setzen lassen, nur Selbsterbauung und Selbsterhaltung pflegen. Sie darf nicht zu einer bloßen Tauf-, Trauungs- und Beerdigungsanstalt werden, sie darf sich nicht mit der Erstellung neuer Kirchen, Orgeln, Glasfenster, Abendmahlsgeräte, Einzelkelche und wie alle diese schönen Dinge heißen mögen, zufrieden geben. Sie muß nicht sich, aber ihr Evangelium in der Oeffentlichkeit zu seiner Geltung bringen. Sie muß Farbe bekennen in dem schweren Kampf, in dem Millionen von wirtschaftlich Schwachen und Entrechteten sich aus den Fangarmen eines in mancher Hinsicht einfach unmenschlichen wirtschaftlichen Systems zu befreien suchen, in diesem Kampf um mehr Licht und mehr Luft, um einen eigenen schuldenfreien Grund und Boden, um eine geräumige Wohnung und genügende Nahrung, um ein eigenes Gärtchen, um einen gerechten Lohn, eine vernünftige Arbeitszeit, einen wirklichen Feierabend, einen arbeitsfreien Sonntag, um ein Leben ohne Almosen, um mehr Wissen und Bildung, mehr Selbständigkeit und Persönlichkeit, mehr Menschlichkeit und Brüderlichkeit. In diesem Kampfe darf sich die Kirche nicht darauf beschränken, bloß Ambulanz und Lazarett für die Opfer dieses Kampfes oder gar bloße Armen- und Heerespolizei zu sein. Unsere Armenpfleger sollen, wie einer der Unsrigen gesagt hat, auch wirklich Armenpfleger und nicht Armutspfleger sein, und unsre Kirchenpfleger, füge ich hinzu, nicht bloß Pfleger alter und vielfach veralteter, sondern auch Pflanzer und Pfleger neuer kirchlicher Sitte. Wir Pfarrer, Kirchenleute und Kirchenvorsteher, die wir durchschnittlich in gesunden und gesicherten, manche in sehr gesicherten ökonomischen Verhältnissen leben, dürfen die so wichtige Wahrheit, daß der Mensch nicht vom Brote allein lebt, daß die Erneuerung des Einzelnen wie des Ganzen von innen heraus kommen muß, daß der Mensch die Verhältnisse und nicht die Verhältnisse den Menschen beherrschen sollen, nicht zu der lieblosen Unwahrheit überspannen, als könne man auch mit hungrigem Magen, in feuchter, viel zu enger Wohnung, bei einer abstumpfenden oder gesundheitsschädlichen Beschäftigung, in einer unsittlichen und gottlosen Umgebung sehr wohl ein froher, gläubiger Christenmensch sein und bleiben. Ja, es gibt dann und wann Helden und Heldinnen, Märtyrer und Märtyrerinnen, die das können, aber der Durchschnittsmensch kann das nicht und der Gott und Vater Jesu Christi will das nicht. Und darum ist es unsere Pflicht und Schuldigkeit, daß wir Jedem in unserm Volk, auch dem ärmsten Kind und Konfirmanden, den Töchtern ebensosehr wie den Jünglingen, jedem Fabrikarbeiter und jeder Heimarbeiterin, jedem Schuldenbäuerlein und jeder Taglöhnerin für Lebensbedingungen sorgen und kämpfen helfen, in denen auch sie zu der Gewißheit hinanwachsen können, daß eines Vaters Liebe über ihnen waltet und vieler Brüder Liebe sie umgibt. Da, auf dem Kampfplatz der wirtschaftlich-materiellen Interessengegensätze, und nicht nur beim Turnierspiel der Geister und der Ideen, da gilt es seinen Mann stellen, ein gerechtes, unparteiisches Recht, eine gerechte, genossenschaftliche Herstellung und Verteilung der notwendigen irdischen Lebensgüter schaffen helfen. Da gilt es unter Umständen — aber nur wer es darf und kann — die Geißel schwingen und der Wechsler Tische umstoßen, nicht mitsteinigen, sondern mitretten, nicht sich absondern, sondern sich mitverantwortlich fühlen, nicht zerstreuen, sondern sammeln, und trotz Sünde, Tod und Teufel glauben an ein Reich Gottes, das ist, das kommt, das schafft, das wächst und diesen Glauben nicht bloß mit dem Munde bekennen — schon das ist etwas wert — sondern beweisen im Leben und in der Tat. Weniger lamentieren, kritisieren, theoretisieren und dafür mehr schaffen, mehr wagen; arbeiten und nicht nur nicht verzweifeln, sondern felsenfest vertrauen und Böses mit Gutem überwinden — das heißt hinanwachsen zu dem, der das Haupt ist. . . . .“

Sommers Ende.

Wir wollen noch den Wiesenpfad
Zum Bach hinübergehen,
Da können wir miteinander
Ins kühle Wasser sehen.
Da können wir besser schweigen
Und eine kleine Weile noch
Uns nah sein Hand in Hand,
Bis wir hinuntersteigen
Müssen ins fremde Land.

Es geht ein kühles Wehen
Vom weißen Gletscher her —
Und morgen muß ich gehen.
Und unser Sommermärchen
Versinkt und hat nicht Worte,
Noch Blick noch Leben mehr.

Hermann Hesse.

Eine Katastrophe.

Erzählung von Paul Ilg.

So wahr es ist, daß die Erinnerung überstandener Not uns nichts mehr anhaben, ja, sogar zum Segen werden kann, indem sie das gegenwärtige Glück um so größer erscheinen läßt, so gibt es doch Heimsuchungen, denen wir unterliegen müssen, die unserem Lebensgefühl dauernden Schaden zufügen. Amfortas' Wunde, aber schuldlos empfangen und unheilbar . . .

Ich will versuchen, eine Begebenheit zu schildern, deren Zeuge ich war, als ich zehn oder elf Jahre zählte. Mit meiner Mutter und deren Freundin, die Babette Fröhlich hieß und ihrem Namen alle Ehre machte, wohnte ich damals allsonntäglich dem Gottesdienste einer Methodistengemeinde bei. Die ersten Male trat ich nur widerwillig in die kleine, schmucklose Kapelle, die, wie ausgestoßen, zuhinterst im Arbeiterviertel lag und, mit der katholischen oder der evangelischen Kirche verglichen, eine recht klägliche Figur machte. Insgeheim zog mich das „Katholische“ mächtig an, und so oft es ging, schlich ich mich verstohlen in die Messe, um mich „für alle Fälle“ auch in diesem so viel mannigfaltigeren Bekenntnis rechtschaffen auszubilden. Am Sonntag jedoch gab es kein Entrinnen, da mußte ich zu den verfemten „Stündlern“ in die Kapelle. Und endlich fand ich sogar Gefallen daran, einmal, weil ich so gern neben der fröhlichen „Schwester Babette“ saß und aus ihrem Gesangbuch mitsang, dann aber auch aus Zuneigung zu dem jungen Prediger Bindschedler, der wirklich ein gottseliger Schwärmer war. Bald hatte er mein mißtrauisches Herz bezwungen und mit Liebe erfüllt. So ging es aber nicht nur mir, die ganze Gemeinde hing ihm vertrauensvoll an, obwohl er noch ein Neuling im Amt war.

Ich besinne mich noch so gut, als hätt' ich es gestern erlebt. . . . Ein strahlender Pfingstsonntag war's; was keine Schuhe hatte, lief barfuß zum Tor hinaus. Jubel, laute Losgelassenheit allerwegen! Es wurde mir schwer, unter müden Seelen in dem nüchternen, weißgetünchten Betsaal still zu sitzen. Wenn das Harmonium schwieg, konnte die andächtige Gemeinde durchs offene Fenster die Jauchzer der sorglosen Jugend hören, die paar- und gruppenweise bergan stürmte, um der lieben Mutter Erde nach Herzenslust auf dem Kopf zu tanzen. Mitunter klang das irdische und das himmlische Lied, Pein erregend, zusammen; dann

mußte der Organist alle Register ziehen, um die gefährdete Weihe zu retten. Aber freilich, Freude gab es auch drinnen, und kein Weiser hätte entscheiden können, welche von beiden die echtere, schönere sei. Von der gleichen Mutter geboren und genährt, huschten die zwei Schwestern aneinander vorbei, ohne sich zu kennen, sie, die in der Kindheit ein Herz und eine Seele waren. Die draußen verhöhnte aus Uebermut das demütige Widerspiel hinter Kirchenmauern und die drinnen bedauerte jene Leichtfertige, die sich aus Genußsucht um das ewige Heil betrog.

Lau und würzig strömte des Frühlings Hauch zu uns herein, der offene Fensterflügel bewegte sich zuweilen wie von Geisterhand und streute den Wiederschein der Morgensonne in die meist verkümmerten Gesichter der Gläubigen. Aller Augen hingen an dem jungen Hirten, der, über ein Pult gebeugt, in hehren, flammenden Bibelworten zu seiner Herde sprach. „O daß doch bald ein Feuer brennte, und was wollte ich lieber, denn es brennete schon!" hieß der Text zu seiner Pfingstpredigt, den er nicht müde wurde zu wiederholen. Er war von hagerer Gestalt, das Haupt schmal, gedrungen, gelb angehaucht, mit schwarzem welligem Haar und womöglich noch dunkleren, tiefliegenden Augen. Unheimliche Sterne. . . . In der Ergriffenheit wurden sie groß und glänzend wie Leuchtfeuer in der Nacht, aber in Augenblicken der Abspannung hatten sie oft einen stieren Ausdruck.

Auch in dieser Stunde trieb ihn die Begeisterung zu Tränen. Er sprach davon, wie durch die jeder Seele verliehene Kraft der Menschenliebe ein heiliges Feuer entzündet werden könne, das die Erde von aller Sünde reinige und wieder zum Paradiese mache. Alle, die ihm folgten, fühlten es: das war keine erklügelte Rede, sondern ein Ueberfließen des eigenen Glaubensquells. Das Feuer der Liebe flammte wahrhaftig in seinem Innern und sprang über in jegliche Brust, so daß, als er zu Ende kam, die Schar der Brüder und Schwestern ihre Rührung nicht verbergen konnte. Eine Weile hatte jedes genug mit sich selbst zu schaffen; ein allseitiges Scharren, Sichschneuzen und Augentrocknen hub an. Darum wurden nur wenige gewahr, wie der Prediger nach dem Amen ganz erschöpft auf seinem Stuhl zusammenbrach und schwer atmend, Hilfe suchend um sich blickte. Die meisten griffen gewohnheitsmäßig nach dem Gesangbuch, und ehe das Befremden über die lange Pause allgemein wurde, war Bruder Bindschedler wieder auf dem Posten. Er blätterte hastig in seinem Buche, dann nannte er das Lied und sang allen voran mit heller Stimme:

„Ich weiß einen Strom, dessen herrliche Flut
Fließt wunderbar stille durchs Land . . .

Hierauf bat er alle, die Weile hatten, noch der Bekenntnisstunde beizuwohnen, und ließ es dann gern geschehen, daß ihn Männer und Frauen umringten, um einen Händedruck, einen guten Zuspruch von ihm zu erhaschen. Er bot den Gebrechlichen, Darbenden Trost wie einer, der viel zu vergeben hat, und erntete dafür innige Liebe und Dankbarkeit. Wäre der Heiland in strahlender Glorie unter sie getreten, sie hätten kaum entzückter, ehrfürchtiger blicken können.

Auch meine Mutter drängte sich in seine Nähe, und ich wäre ihr gern gefolgt, wenn mich Babette nicht festgehalten hätte. Doch als sich die frommen Lämmer zerstreuten, kam Herr Bindschedler unverhofft selber auf uns zu.

„Ich danke dir für dein Kommen, Schwester Babette . . . dir ganz besonders!" sagte er, ihre beiden Hände drückend. „Bleib mir nur ja zum Bekenntnis da! Du weißt, ich hätte nachher auch recht gern einmal ein Wörtlein im Vertrauen mit dir gesprochen!"

Dabei verlor er aber seine sonst so sichere Haltung und auch meine Nachbarin geriet in große Verlegenheit. Kaum vermochte sie seinen Dank zu erwidern. Sodann übertrug er seine Bewegung schnell auf mich, faßte meinen Kopf mit beiden Händen, schüttelte mich wie einen Siebenschläfer und fragte schalkhaft: „Und du? Hast du denn ordentlich zugehört und verstanden, was ich gesagt habe? Ich wette, du hast die ganze Zeit über geschlafen! Oder beweise mir . . . wie hat der Text geheißen?"

„O, daß doch bald ein Feuer brennte . . ." konnte ich noch stammeln, dann verließ mich die Fassung und ich schluchzte tiefgekränkt auf. Gerührt, beschwichtigend drückte er meinen Kopf an seine Brust: „Nur ruhig Blut, du kleiner Apostel! Bewahre doch, so war's nicht gemeint! Ich weiß ja, wie du mich liebst, und daß aus dir auch einmal ein Prediger wird, der den Heiland noch viel besser verkündigt als ich. Siehst du, das glaube ich von dir!"

Dabei durchzuckte mich der laute Schlag seines Herzens, ich war selig, wie ein begeisterter Jünger, der die Weihe empfängt, und kannte nur noch das eine Verlangen, täglich, stündlich sein Begleiter sein zu dürfen. Nie zuvor hatte meine Brust solche Schauer der Verehrung, des Glaubens empfunden. Ein Auserkorener war ich, erhaben über meine Kameraden, die jetzt gewiß weit mehr auf Unfug als auf göttliche Dinge ausgingen. Ja, ein großer Apostel wollte ich werden und das Feuer anfachen, von dem der teure Freund so herrlich gesprochen hatte. Wie berauschte das hohe Wort meine junge Seele: „O, daß doch bald ein Feuer brennte, und was wollte ich lieber, denn es brennete schon!"

Nur wie durch einen rosigen Nebel sah und hörte ich, was um mich herum weiter geschah; ich merkte auch, daß meine Mutter auf die Freundin einsprach, die anscheinend einem Alleinsein mit dem Prediger ausweichen wollte. Es wurde wieder gesungen, einige Mitglieder erhoben sich und erzählten, meist in bemühend schwerfälliger Weise, von ihren Erlebnissen vor der „Bekehrung". Es war fast immer die gleiche Leier von langer, bitterer Irrsal in der trügerischen Welt und endlicher Erleuchtung durch Gottes Gnade. Besonderen Eindruck machte nur das Bekenntnis eines alten, buckligen Männchens mit vorspringendem Kinn und komischem Bocksbärtchen, über das ich vordem stets lachen mußte. Das war der Bruder Zangger, der jeden Sonntag zwei Stunden Wegs bis zur Kapelle machte und als größter Bibelkenner galt. „Ja," sagte er, „ich hab's auch einmal erfahren müssen, wie's tut, wenn einer mit dem Kopf durch die Mauer will. Das war dazumal, als ich noch an die vierzig Stück Vieh im Stall hatte und mit zwölf Trensen Milch in die Stadt fuhr! Dazumal ließ ich unsern Herrgott auch einen guten Mann sein, und von mir hieß es nicht wie vom Hiob: „Er lebte schlecht und recht und gottesfürchtig und mied das Böse," sondern bei mir hat die Bibel irgendwo unter altem Gerümpel gelegen, und wo ich Feste feierte, schlug es dem Faß den Boden aus und des Pfarrers Weizen lag danieder. Aber es steht geschrieben, Jesaia im zweiundzwanzigsten Vers siebzehn: „Siehe, der Herr wird dich wegwerfen, wie ein Starker einen wegwirft, und wird dich umtreiben wie eine Kugel auf weitem Lande." Mein Haus war das einzige im Dorf mit einem Blitzableiter, und wenn es blitzte und donnerte, fühlte ich mich sicher wie der Fisch im Wasser und lachte dazu: „Von mir aus! Ich kann's abwarten!" Freilich ja, vom Blitz blieb ich verschont, aber das Unglück fand gleichwohl einen Weg ins Haus. Es kam vor, daß ich bar Geld brauchte; dann ließ ich wie ein Baron den Viehhändler kommen, mit dem ich von oben herab umging, verächtlich anstieß wie mit dem Stallknecht, ohne Gesundheit zu trinken und ohne den ehrenden Handschlag. Aber der Mann wußte besser als ich, was er tat, und er rächte sich, indem er den rechten Augenblick erpaßte und meinen Hof unter den Hammer brachte. Was weiter geschah . . . ich mag die alte Schande nicht aufrühren, und will nur noch sagen: der Hof ist damals über Nacht abgebrannt und mich haben sie hinter Schloß und Riegel gesteckt, wo ich Zeit genug hatte, über mein wurmstichiges Wesen nachzudenken."

Alle blickten das gebeugte, verschrumpfte Männchen mit offenem Munde und großen Augen an, auch der Prediger

ließ eine Weile des inneren Staunens vergehen, ehe er diesem schwersten Bekenntnis ein Lied anschloß. Danach mochte jedoch niemand mehr aufstehen, obwohl Herr Bindschedler noch in diesem und jenem den „Geist" zu wecken suchte. Zuletzt wandte er sich sogar an meine Nachbarin: „Schwester Babette, willst du uns nicht auch einmal erzählen, wie du den Weg zu uns gefunden hast?" Sein Ton verriet unwillkürlich etwas von der allgemeinen Verwunderung, was denn eigentlich das blühende junge Wesen in diesen Kreis gezogen haben könne. Die Frage war jedoch umsonst, Babette Fröhlich faßte sie geradezu als Beleidigung auf und blickte bestürzt, in zorniger Scham zu Boden. Man sah es ihr an, daß sie sich wie am Pranger fühlte und am liebsten davongelaufen wäre. Ich selbst wußte damals nur, daß Babette auf Drängen meiner Mutter in die Kapelle gekommen war, und erst später erfuhr ich, daß sie sich dann gleich von Stunde an zu dem glaubensstarken Prediger rätselhaft hingezogen fühlte.

Als die Versammlung auseinanderging, nahm sie mich schnell wieder bei der Hand, entschlossen, gleich den Heimweg anzutreten. Aber meine Mutter sagte empört: „Babette, wenn du das tust, beleidigst du den Bruder Bindschedler!" und dabei versuchte sie, mich von der Freundin zu trennen. „Dann will ich aber wenigstens, daß der Bub' bei mir bleibt!", beharrte die Zurechtgewiesene verwirrt, während ich mich im stillen freute, auf diese Weise hinter das große Geheimnis zu kommen. — Kurz, einige Minuten später befand ich mich mit Babette und dem Prediger auf der Straße. Mir war jedoch bald nicht mehr froh zumute. Ich hatte wohl gemerkt, daß mich Herr Bindschedler nicht gern mitkommen sah, worüber ich mich schwer wundern mußte. Er schien überhaupt nicht mehr der gleiche, wie in der Kapelle, vielmehr mit sich selbst im Kampfe oder in Sorge um ein kostbares Gut, sichtbar gequält, niedergeschlagen. Unter dem breitrandigen schwarzen Filzhut sah sein Gesicht leichenhaft blaß und transparent aus, als gehörte es überhaupt nicht in die lachende Frühlingswelt hinein. Erst jetzt, im hellen Sonnenlicht, bemerkte ich, daß seine dünnen Lippen einen häßlichen blauen Schimmer hatten und die Augen, schwarz umrändert, wie aus einem Rauchfang hervorblickten.

Offenbar tröstete er sich über meine lästige Gegenwart mit der Annahme, ich könne seine Absichten, die er unserer Begleiterin in demütigem Ton darlegte, schwerlich verstehen. Es war ein Heiratsantrag. Er sprach davon, daß er in seinem Amt eine liebevolle, opferfreudige Gefährtin schwer vermisse, da seine Mutter längst zu schwach sei, ihm den Hausstand wohl zu besorgen und an seiner Wirksamkeit tätigen Anteil zu nehmen. In seltsamem Aufflackern, stoßweise brachte er die große Sache vor, gar nicht wie ein hoffender Verehrer, eher wie ein Mensch, der verbotene Wege betritt. Er wischte sich dabei oftmals den Schweiß von der Stirn, stockte und zog den Atem schwer, wie mit einem Kran, in die Brust. War er plötzlich krank geworden? Auf den schmalen Wangen zeigte sich eine hektische Röte...

Babette Fröhlich sah nicht ein einziges Mal zu ihm auf, immer schier entsetzt zu Boden oder ins Weite. Aber sie drückte meine Hand so fest, als müßte sie sich an mir halten, und da er sie eindringlicher fragte, ob er hoffen dürfe, noch mehr als bisher ihr Vertrauen zu gewinnen, schien die bedrängte Seele gleich einem Vogel im Käfig aufzuflattern. Sie entgegnete nur: „Ich weiß eben nicht ... ich bin so gar nicht drauf gefaßt ... Und vielleicht hab' ich gar nicht die Kraft dazu, so ungebildet, wie ich bin!"

Was ging in den zwei Menschen vor? Ich fühlte ihre peinvolle Not und konnte sie doch nicht begreifen.

Eine halbe Stunde mochten wir schon auf mittäglich einsamer Straße landeinwärts gegangen sein, da blieb Babette Fröhlich plötzlich stehen und bat den eindringlichen Werber in großer Scheu, ihr Bedenkzeit zu geben und sie für heute allein zu lassen. Ich sah das seltsame Paar, das sich von Schritt zu Schritt fremder wurde, in angstvoller Spannung an und, obwohl noch ein Kind, sagte mir mein Gefühl doch, daß die beiden ganz und gar nicht zusammenpaßten.

Der Prediger haschte schnell nach ihrer freien Hand und blickte das schöne, ihm abgewandte Leben unsäglich traurig an. In seinen Zügen war die gleiche tiefe Sehnsucht, die ihn zuweilen beim Gebet überkam, nur noch verstärkt von einem aufquellenden Schmerz, den er nicht meistern konnte. Vor einem Unerreichbaren schien sich die edle Natur zu bäumen. Welche Erregung! Schon ahnte ich, daß etwas Furchtbares geschehen werde. Auch Schwester Babette wich entsetzt von ihm zurück.

Mit krampfigen Fingern griff er, das Hemd aufreißend, an seine Brust, ein leises Stöhnen entrang sich der Kehle, die Züge verzerrten sich gräßlich, und jählings warf es den Mann hintenüber, mitten auf die Straße. Wir konnten es nicht hindern, so schnell war's geschehen. Vor meinen fassungslosen Augen wälzte sich ein gänzlich verwandeltes Wesen im Staub, ich sah, wie sich der dunkle Kopf ins Genick bohrte, auf den steinharten Boden schlug, und daß der Körper gleich einem Gummiball auf- und niederschnellte. Aus Mund und Nase quoll das Blut ... Schaum trat auf seine Lippen — ein Anblick, dem ich nicht standhalten konnte.

„Er hat das fallende Weh! Lauf schnell in das Haus dort und hole die Leute herbei!" schrie Babette, die einen Arm des Gestürzten zu fassen, den rasenden Körper auf die nahe Wiese zu ziehen suchte.

Ich lief, ohne mich umzusehen, von allen Furien des Grauens gejagt ... Mit den vom Mittagstisch aufgescheuchten Bauersleuten an die Stätte des Unheils zurückzukehren, wagte ich nicht. Von weitem nur verfolgte ich das Samariterwerk. Da der Anfall bereits vorüber war, als sie ankamen, führten sie den Prediger vor das Haus, setzten ihn auf eine Bank und gaben dem Todesmatten zu trinken. Ich sah noch, wie ihm ein großer Topf mit Milch gereicht wurde, den er in einem Zug leerte ... dann floh ich mit Babette der Stadt zu.

Seit diesem Tage war ich weder mit Bitten noch mit Drohen zu bewegen, nochmals in die Kapelle mitzugehen. Keine Sekunde dachte ich mehr daran, Prediger zu werden. Warum war dieser, der treue Diener Gottes, mit solcher Not und Schmach geschlagen? An dieser Klippe zerbrach der kindliche Glauben. Wochenlang verfolgte mich das Schreckensbild dermaßen, daß ich selbst am Tage vor dem Alleinsein Furcht hatte und nicht selten laut schreiend aus wüsten Träumen erwachte.

Auch Babette Fröhlich schlug von da an ganz andere Wege ein als jene, die sie der schwärmerische Bruder Bindschedler zu führen gedachte. Mir aber blieb von jener Stunde des Grauens ein dunkel drohendes „Gesicht", das mich am ehesten befällt, wenn ich mit mir und der Welt Frieden machen möchte.

Die Bekannten.

Wenn ich stille Wege gehe,
Weiße Sommerwolken sehe,
Reifer Felder Wellenschlag,
Ist mir stets: Die Wolkenflüge
Und die goldnen Wellenzüge
Sah ich schon vor Jahr und Tag ...!

„Weißt du noch?" fragt meine Seele
Und ich bettle: „Ach, erzähle! — —
Bin ich hier, ich weiß es nicht,
Einst als Glockenton erklungen,
Ward ich hier als Lied gesungen
Oder war ich Glanz und Licht?"

Walter Dietiker.